

Analekten für die Sprachkunde, Schriftenthum und schönen Künste, von J. H. M. Ernesti. 2 Bände. Sulzbach, Seidel. 1830—31. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Wenn diese Auswahl größtentheils veralteter oder unzuverlässiger Nachrichten und vernachlässigter Flugschriften zusagen dürfte, ist schwer zu errathen. Dem Kundigen bietet sie nichts Neues oder Berichtendes, dem Laien wenig Anziehendes. Der Verf. scheint die Sitte einführen zu wollen, Bücher mit Vorreden auszustatten, die sich nicht auf sie beziehen. Daher verspricht er in der dieser Sammlung vorangeschickten, sich an einem andern Orte über sie zu erklären, bemerkt beiläufig, er sei nicht gesonnen fortzusetzen, was er als 1. Band in die Welt schickt, und theilt einen Vorbericht mit zu nicht erschienenen „Attischen Nächten“. Darin spricht er über die Griechen, über eine, wie es scheint, nicht mehr bestehende Erziehungsanstalt, über die Pflicht, seine „Clavis Horatiana“ den Gymnasiasten nicht zu verheimlichen, weil dadurch dem Absatz des Verlegers geschadet werde, und über den Vortheil, der dem Herzogthume Koburg zugewachsen wäre, wenn man ihn zum Generalinspector der Säulen gemacht hätte. Die Einleitung überschlägt sich allbekannten Betrachtungen über den Werth der Erziehung, der Universitäten, des mündlichen und schriftlichen Vortrags. Die Materialien zur Geschichte der hohen und niedern Schulen enthalten nichts, was jeder gebildete Leser nicht ungleich anziehender, belehrender und unterhaltender in Schwarz's Geschichte fände, die einen Theil seiner unübertroffenen „Erziehungslehre“ ausmacht, oder wenn er umständlichere Uebersicht begehrt, in Meiners' umfassender „Geschichte der hohen Schulen“. Nach solchen Vorgängern, jedem Bedürfnisse angemessen und zugänglich, scheint nichts überflüssiger als ein abermaliger Auszug der beiden ersten Theile von Butaus' „Geschichte der pariser Universität“, bis zum Jahr 1170, welcher trotz seiner Länge den Berufenen des eignen Studiums dieses unerschöpflichen Werks nicht überhebt, und dem Leser, der nur allgemeine Kunde verlangt, manches Entbehrliche vorlegt. Daran reiht sich, durch einen Sprung, ein kürzerer Ueberblick der pariser Universität im 14. Jahrhundert, und die Angabe der Stiftungsjahre europäischer Hochschulen bis 1755. Einige Charakterzüge der frühesten Universitäten sind ganz wahr, aber auch ganz alltäglich. Wallis' Nachrichten von der Universität, den Collegien und Akademien zu Paris, aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, bei welcher Nemeiz' „Séjour de Paris“ verglichen worden, und die namentliche Angabe ihrer damaligen Mitglieder, sind wenigstens überflüssig, da jede bedeutende Bücherammlung reichhaltigere und neuere Nachrichten darbietet. Eben das läßt sich von dem Verzeichnisse der pariser Bibliotheken sagen, worunter der Herausgeber gleichfalls keine neuern Berichte als die von Nemeiz und Mauzel beibringen wollen oder können. Ueber die pariser Akademie der Inschriften hat er spätere, jedoch dürftige und ungenügende Nachrichten, und macht ihr besonders zum Verbrechen, daß sie 1827 untersuchen dürfen, ob Hannibal Essig angewendet habe, um die Felsen der Alpen zu sprengen, welches er für eine lächerliche Frage erklärt. Von der kaiserl. Leopoldinischen Akademie der Naturforscher, jetzt zu Bonn, und dem Institute zu Bologna erzählt er, was Jedermann weiß. Kurze Beschreibung des Museums zu Dijon. An die Akademie der Arkadier in Rom verschwendet er Lobsprüche, die von kundigen Richtern nicht unterschrieben werden. Die wiener Literatur wird ungünstig abgefertigt. „Man las in Wien noch die Robinsons, die Grandisons und die Gespräche im Reiche der Todten, da man in den übrigen Theilen Deutschlands schon lange die Voltaire, Wieland, Lessing, Bayle und Helvetius auswendig wußte“. Welche Zusammenstellung von Namen, und wie geordnet! Defoe und Richardson ha-

ben in allen Theilen der gebildeten Welt Leser, Uebersetzer und Bearbeiter gefunden, und werden wahrscheinlich in London und Edinburg öfter zur Hand genommen als in Wien. Des Ersten „Robinson“ ward noch 1817 ins Armenische übertragen, oder sollte Hr. Ernesti's Verachtung nur auf dessen eine Zeit lang häufige Namensvettern gehen. so gibt es unter ihnen gute und schlechte, und selbst die älteste deutsche Uebersetzung des „Gilblas“ erschien unter dem Titel des „Spanischen Robinson“. Fasmann hat schwerlich in Wien so viel Leser erworben als in Berlin und im nördlichen Deutschland. Bayle fehlt in keiner angesehenen Büchersammlung Oestreichs, Voltaire und Helvetius besitzen die frühere, noch jetzt ungeschmälerte, mitunter vielleicht übertriebene Bortiebe der Gebildeten; und Wieland und Lessing, Vorbilder der gelehrtesten Schriftsteller, gelten ihnen wahrscheinlich mehr als manchen nördlichen Deutschen, der scharfsinnigen Tadel stumpfsinnig nachbetet. Vorzügliche Werke des Auslandes bleiben den Wienern nicht unbekannt, wie Hr. Ernesti behauptet, und mit den neuen italienischen, wie mit den Fundgruben des Morgenlandes, sind sie in der Regel vertrauter. Die wiener „Jahrbücher der Literatur“, von deren Dasein der Verf. nichts zu wissen scheint, weichen keiner kritischen Zeitschrift an Gehalt. Es ist Hr. Ernesti nicht zu verdenken, daß ihm Wichtiges verborgen blieb, denn wer kann ein unermessliches Gebiet umfassen? wohl aber, daß er sich ein absprechendes Urtheil erlaubte, ehe er sich um zuverlässige, zugängliche Auskunft bewarb. Bessern Führern folgt er in einem kurzen Aussage über Schreibmaterialien und Bücherband im 16. Jahrhundert, an den sich noch ein kürzerer über das Bücherwesen, und eine Lebensbeschreibung Linguet's schließt, weil dieser das Verlagsrecht nicht bloß auf die Lebenszeit des Schriftstellers beschränkt wissen wollen. Neues erfährt man auch hier nicht. — Abdruck einer Rede A. G. Meißner's über die Pflichten eines Lehrers und den Unterschied von Schrift und Vortrag, zu Prag beim Antritt seiner dortigen Professur der Aesthetik und classischen Literatur gehalten, ist für diesen Zweck wol geeignet, aber nicht gehaltvoll genug, um aufgefressen zu werden. Beachtungswerther ist eine, obgleich schon 1796 zu Leipzig gedruckte Abhandlung Wolke's, über die wechselseitige Gedankenmittheilung aller gebildeten Völker des Erdbereichs, oder Pösiographie, ohne Erlernung einer neuen besondern oder allgemeinen Sprache, die dem Scharfsinn eines mit der Mathematik vertrauten Denkers Ehre macht. Sie sollte sich der arabisch genannten Zahlen bedienen, um jedes beliebige Wort und dessen Biegung in jeder beliebigen unbekanntem Sprache deutlich zu machen, wenn dem Schreiber und Leser ein Wörterbuch zur Hand läge, dessen Zahlen ihn an seine Muttersprache verwiesen. Man kann dem Erfinder grammatische Strenge und Zierlichkeit für eine solche Nothschrift erlassen, und allenfalls zugeben, daß wenige Auserwählte die Zahlen und Zeichen der Algebra geläufig weglesen und schreiben, auch durch die vorgeschlagene Zahlenschrift einander verständlich werden könnten. Nur ist damit für den Bedarf des gemeinen Lebens wenig gewonnen. Wer sich je um Zifferschrift bekümmern müssen, die doch nur auf eine Sprache deutet, welche dem Leser so geläufig ist als dem Schreiber, weiß, wie langsam es mit ihrer Abfassung und Enthüllung zugeht, wie leicht es ist, Fehler zu begehen, wie schwer sie zu erkennen, wie unmöglich zu weilen, sie zu berichtigen. Wie nun, wenn Leute mit einander briefwechseln sollen, die nicht Worte, nicht Biegungen, nicht Wendungen, die nichts als Zahlen mit einander gemein haben? Das nothwendige Wörterbuch, vorläufig auf 3 Sprachen beschränkt, schlägt W. selbst auf 480 Bogen an und gesteht, ein Mann von eisernem Fleiß, Geschick und Gewandtheit würde deren in Jahresfrist kaum 48 vollenden. Für eine Polyglotte der verbundenen Welt müßten sich demnach viele Gelehrte verbinden, an